

III. Berichte.

1. Die Anthropologen-Versammlung in Breslau, vom 4. bis 7. August 1884.

Die diesjährige XV. Versammlung war von 394 Mitgliedern besucht, von denen 264 aus Breslau waren. Der Vorsitzende, Virchow, beleuchtet in seiner Eröffnungsrede die heutigen Fragen der Anthropologie, die sich in einem Zustand des Werdens befinde, der die Anstalten fehlten, die in die Fakultäten noch nicht aufgenommen sei, die mit Philologie und Geschichtsforschung in Konflikt komme, aber manche irrige Voraussetzung berichtigt habe. Sie sei noch vielfach eine Wissenschaft des Spatens, die Mitwirkung vieler Personen sei förderlich, darum wandere die Gesellschaft. Erfreulich sei hier die zahlreiche Betheiligung aus den Nachbarländern. Seit Büsching habe in Schlesien die archäologische Forschung nachgelassen, der Boden müsse seine verborgenen Schätze herausgeben. Das Land sei hier den Slaven von uns abgewonnen, unsere Wissenschaft sei aber nicht germanisch, sondern unparteilich; ihr Gegenstand sei der namenlose Mensch. Die indogermanische oder arische Abstammung der Völker Europas sei eine Lehrmeinung, die sich auf die Ueberlieferung und die Sprache stütze, die Ansicht, dass wir Autochthonen seien, finde immer mehr Anhänger. Seit wann sind wir da? Was kann in der Archäologie mit Sicherheit als germanisch bezeichnet werden? In Pommern gibt es keine Geschichte vor dem 1. Jahrtausend, in Mecklenburg erst seit der Carolinger-Zeit. Aeltere Quellen bieten die dänischen Geschichtsschreiber. Von alten Culturstätten, Arcona, Iulin, Alten-Lübeck ist man ausgegangen. Die Burgwälle bieten eine so grosse Gleichmässigkeit der Funde, dass man ebenso sicher sagen kann, das ist slavisch, wie wir das Römische erkennen. Haben die Slaven von Anfang an diese Eigenthümlichkeit der Kunst besessen? Die slavischen Funde erscheinen auf einmal als etwas vollständig Neues, ihnen geht eine ganz andere Cultur voraus. Die Urnenfriedhöfe bezeichnete man lange als Wendenkirchhöfe, man bezog sie auf die Burgwälle, beide haben nichts mit einander zu thun. Wegen des Leichenbrandes kennen wir das Physische des Volksstammes nicht. Es gibt im slavischen Gebiet auch Reihengräber. Gehören sie nicht denselben Stämmen an, die später am Rhein als Franken

und Alemannen erscheinen? Die Schädel zeigen Uebereinstimmung, auch die Waffen und Geräte. Dagegen kommen die slavischen Schläfenringe aus Kupfer, Bronze, Silber oder Blei, die im Osten bis Ungarn reichen, nur noch im Saalethale vor, dann hören sie im Westen auf. Diese Ringe zusammen mit importirten Sachen aus östlichen Gebieten am Caspischen Meer und darüber hinaus, bestätigen den durch Hacksilber und Sassanidenmünzen aus dem 9. bis 11. Jahrhundert bezeichneten Handelsverkehr im Norden Deutschlands zur Carolinger-Zeit. Auch in Schlesien gibt es solche Funde. Es scheint, dass hier bis zum Ende der Römerherrschaft Germanen gesessen und im 5. oder 6. Jahrhundert nach Chr. Slaven eingedrungen sind. Vieles bleibt unbestimmbar. Metalle sind in den ältesten Gräbern nur schwache Beigaben. Reine Bronzefunde sind sehr selten, die meisten sind Depotfunde, die das Eisen nicht ausschliessen. Die Grabfunde sind immer als auserlesene Gegenstände zu betrachten. Es ist nicht wahrscheinlich, dass, wie Beck will, die Schlackenhaufen der Eisenerzgruben in die älteste Zeit zurückreichen. Auch Schliemann fand das Eisen nicht in Hissarlik. Das Eisen ist bis jetzt kein Zeitmesser. In Deutschland fehlt jeder historische Anhalt für die Einführung seines Gebrauches, in Italien und Griechenland ist es vor der klassischen Cultur bekannt. Es gibt ein wichtiges Ereigniss in der vorgeschichtlichen Zeit, welches das Auftreten eines neuen Volkes in der Vorzeit beweist und mit dem menschlichen Glauben an ein zukünftiges Leben in nächster Beziehung steht. An die Stelle der Bestattung tritt plötzlich der Leichenbrand. Hier muss eine zwingende Gewalt gewirkt haben, um einen solchen Gegensatz in den menschlichen Anschauungen hervorzubringen. Ein neues Volk muss diesen Wechsel gebracht haben. Man denkt an die arischen Völker, welche das Grösste in der Geschichte geleistet haben. Knüpft sich unsere Cultur an ein bestimmtes Volk und wie lange ist es sesshaft auf diesem Boden? Was bietet uns jede Provinz, um die Entwicklungsgeschichte der Vorzeit aufzuhellen? Der Redner gedenkt des hingeschiedenen Göppert, der die prähistorische Forschung hier in's Leben gerufen. Wenn durch den Tod von Nilsson, Hochstetter und Lepsius die Reihe der älteren Forscher gelichtet wird, welche die heutige Anthropologie gründen halfen, so muss man hoffen, dass der Nachwuchs nicht ausbleibt, dass junge Kräfte an deren Stelle treten.

Se. Excellenz der Ober-Präsident von Seidewitz begrüsst hierauf die Versammlung. Die Anthropologie vergelte reichlich die Dienste, welche andere Wissenschaften ihr geleistet. Auch der Laie erwärme sich für diese Forschungen und werde gern zum Mitarbeiter. Er hofft, dass auch Schlesien eine Stätte für das Studium der Urgeschichte werden möge. Sodann heisst Oberbürgermeister Friedensburg die Gäste willkommen.

Der erste Geschäftsführer Grempler schildert die Entwicklung der

Stadt Breslau, die aus einer Befestigung entstanden sei, welche die Polen um 900 auf der Dominsel gegen die Einfälle der Böhmen errichtet. Die Stadt wird erst um das Jahr 1000 als Bischofssitz genannt, sie wurde 1342 durch eine Feuersbrunst zerstört und von Carl IV. wieder aufgebaut. Um die altersgrauen Thürme derselben habe mancher Sturm gebraust, den eine tüchtige Bürgerschaft siegreich bestanden habe. Dieselbe habe sich ein dauerndes Denkmal in dem schönen Rathhause gesetzt, einer Perle der profanen Gothik. Für die geistigen Bestrebungen zeugen die Stadtbibliothek, die Münz- und Kupferstichsammlung und manche Stiftungen alter Patrizier-Geschlechter. Auch auf archäologische Funde war man frühe aufmerksam. Schon 1544 bespricht Über das heidnische Grabfeld in Massel, 1711 verfasst Herrmann ein grösseres Werk darüber unter dem Titel: Masslographia. Von 1706 bis 37 sammelte Kundmann die heidnischen Alterthümer. Erst 1810 beauftragte der Staatskanzler Hardenberg den Prof. Büsching die schlesischen Kunstschatze zu konserviren, die bei Säkularisation der Klöster und Stifte sich finden würden. So entstand das Universitäts-Museum. Aus dem Kloster Leubus kam eine Waffensammlung, aus dem Augustinerstifte zu Sagan kamen vorgeschichtliche Funde, Anderes aus Frankfurt, dessen Universität 1811 hierher verlegt ward. Im Jahre 1818 wurden vom Ober-Präsidenten alle Besitzer und Finder heidnischer Alterthümer ersucht, dieselben der Königl. Sammlung zu überlassen. Erst als Prof. Rossbach das Museum übernahm, wurde den Alterthümern wieder die verdiente Würdigung zu Theil. Im Jahr 1858 bildete sich ein Verein zur Errichtung und Erhaltung eines Museums schlesischer Alterthümer, dessen Vorsitz Göppert führte. Dem Verein wurde die Universitäts-Sammlung zur Verwaltung übergeben. Im Jahr 1881 war die Aufstellung durch die Herren Grünhagen und Luchs vollendet und das Museum wurde der Oeffentlichkeit übergeben. Die vorgeschichtlichen Alterthümer sind nach Kreisen und Ortschaften geordnet. Eine vorgeschichtliche Karte gewährt einen Ueberblick über die Fundorte, welche lehren, dass von Mähren aus der Oder entlang nördlich eine vorgeschichtliche Culturstrasse gegangen ist. Letzthin sind bronzene Buckelarmbänder vom Hallstätter Typus erworben und Kistengräber mit Gesichturnen in Kaulwitz gefunden worden, ferner goldne Armspangen bei Weigwitz und Knochenwerkzeuge in Gniechwitz. Von Privat-Einsendern ist eine besondere prähistorische Ausstellung von Funden zwischen Oder und Weichsel veranstaltet worden. Er erwähnt noch den von Traube entdeckten ächten Nephrit von Jordansmühle, der aber nicht verarbeitet worden zu sein scheint.

Nunmehr erstattete Ranke den Jahresbericht. Unsere Kenntniss des Diluvialmenschen ist bereichert durch Fraas's Bericht: Der Bockstein im Lonethal. Hier lebte der Mensch mit Mammuth und Rhinoceros, es gibt Feuersteinmesser aber kein Töpfergeschirr und kein Hausthier. Nehring

und Struckmann gaben weitere Beiträge zur Fauna dieser Zeit. Penck's Abhandlung: Mensch und Eiszeit erklärt die Temperaturschwankungen der Vorzeit nur durch das Vorrücken und den Rückzug der Gletscher. Er nimmt einen interglacialen und postglacialen Menschen an. In Bezug auf das Ende der Steinzeit verweist Ranke auf die Arbeiten von Undset, Virchow und Eisel. Wichtig sei die Entdeckung von Antimon als Schmuckmetall in den Kaukasischen Gräbern. In Troja stehe die Steinzeit in Berührung mit hochentwickelter Cultur. Er weist auf Sophus Müller's erste Entwicklung der Bronzekultur im südlichen Europa hin und in Bezug auf die ältesten Culturvölker auf Ed. Meyer, Geschichte des Orients und Fr. Hommel, die semitischen Völker und Sprachen I, 1. Der älteste Typus der babylonischen Cultur ist nicht einem semitischen, sondern einem altaischen Stamme zuzuschreiben, auch die Cultur Mitteleuropas ist im Ursprung altaisch. Von hier lässt sich nach Sophus Müller ein Einfluss in der jüngern Steinzeit nachweisen. Die Bronzekultur ist nicht von Griechenland, Kleinasien oder vom Bosphorus hergekommen, sondern aus Asien. Es giebt eine typische Aehnlichkeit der sibirischen und europäischen Bronzen, der Celt reicht bis China und Japan. Darauf hat schon C. v. Bär aufmerksam gemacht. Wenn Ranke sagt, „möge eine andere Rasse die materielle Cultur begründet haben, so ist es doch gewiss, dass die Indogermanen Träger jener Geisteskultur waren und sind, welche heute die Erde beherrscht“, so schliesst das die Annahme nicht aus, dass eben die Indogermanen selbst altaischen oder mongolischen Ursprungs sind. Auch wird man weder heute noch in der Vorzeit die sogenannte materielle Cultur von der geistigen trennen können, sie sind nicht unabhängig von einander, die eine bringt mit Nothwendigkeit die andere hervor.

Hierauf erstattet Weismann den Rechenschaftsbericht, Einnahmen und Ausgaben betragen 14,421 M. 90 Pf. Für das nächste Jahr sind 7463.96 M. verfügbar. Die Zahl der Mitglieder beträgt 2250. In der jetzt folgenden Pause wurden die von Herrn Telge gefertigten Nachbildungen der Grabfunde von Hiddensee und Vetersfelde sowie der figurenreichen Goldschale von Bukarest betrachtet und von Virchow erläutert.

Am Nachmittag sprach zuerst Schaaffhausen über den Anthropologischen Katalog. Er meldet nicht weniger als 7 weitere Beiträge an, über die er nähere Mittheilungen macht. Er gedenkt bei dieser Gelegenheit in Kürze solcher Arbeiten, welche die Craniometrie oder Anthropometrie gefördert haben. Was die Messung an Lebenden betrifft, so erinnert er zunächst an seine Messung der Köpfe Lebender während ihrer Entwicklung von der Geburt an bis zum 30. Lebensjahre. Es ergaben sich daraus 3 Gesetze: 1) das Längenwachsthum des Schädels ist früher beendet als das in die Breite, 2) die Länge steht in einer Beziehung zur Körpergrösse, 3) die Breite des Schädels steht in einem Verhältnisse zur

Intelligenz. Sodann erwähnt er seine Messungen an fremden Rassen und zwar an 42 von Herrn Hagenbeck in Düsseldorf ausgestellten Singhalen und an 7 von Herrn Cunningham in Köln gezeigten Nord-Australiern. Als besonders wichtig bezeichnet er bei den letztern die Merkmale niederer Bildung, die freilich nicht alle gleichmässig an sich tragen. Wenn auch die schon vor langer Zeit aufgestellte Behauptung, dass an ägyptischen Mumien das Ohr höher stehe, als bei uns, nicht hat bewiesen werden können, so ist es doch thatsächlich, dass bei niedern Rassen das Ohr in auffallender Weise höher steht. Sodann spricht er über die Spannweite der menschlichen Arme und die Beckenneigung. Leonardo da Vinci hat uns ein solches Bild hinterlassen, welches der Redner vorzeigt. Hier ist die Spannweite ganz gleich der Körperlänge. Es wird eine Commission ernannt, die ein gemeinsames Verfahren für Beckenmessung feststellen soll. Der Redner bemerkt, dass bei der vergleichenden Untersuchung der Beckenformen der Nachweis einer Annäherung der niederen Rassenbecken an die thierische Bildung, wie sie bereits Vrolik und spätere Forscher erkannt hätten, die Hauptsache bleibe.

Albrecht glaubt, dass die zweite Zehe des Menschen nur durch die Schuhbekleidung verkürzt sei, sie ist aber gerade bei den Wilden kürzer als die erste, und beim Culturmenschen grösser, wie schon die griechischen Bildwerke zeigen. Er führt dann aus, dass der weibliche Körper die primitiven Merkmale länger festhalte, als der männliche und in der körperlichen Bildung tiefer stehe. Cohn sagt, dass auch die Botanik Beweise für die Entwicklung der Cultur liefere. Wo die Urheimath der Gräser sei, die im kleinsten Raum die grösste Menge blutbildender Stoffe enthalten, wisse man noch nicht. Man verglich die Angaben der Schriftsteller, die Namen der Culturpflanzen bei den verschiedenen Völkern, die Berichte der Reisenden. Nun kommen die Ausgrabungen hinzu, die verkiegelten Schalen der Gräser sind fast unzerstörbar. Aus altägyptischen Gräbern hat man die Flora des Landes hergestellt. Schweinfurt bestimmte die Pflanzen der Todtenkränze aus dem Geschlecht des grossen Rhamses. Wir kennen die Flora der Pfahlbauten und der Palafitten Oberitaliens. Die Pflanzen in den Gräbern haben entweder Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen, oder es sind Nahrungsvorräthe oder es sind zufällig verlorene Sämereien. Cohn hätte noch hinzufügen können: oder es sind Reste der Verdauung, wie sie in britischen Gräbern gefunden wurden. Bei Rattibor fand man 3—4 m tief Reste von getrocknetem Obst, Schlehen, Aepfel, Himbeeren in Urnen, dabei Knochen von Rind, Pferd und Hahn. Die letzteren sprechen aber gegen ein höheres Alter. Im Ringwall bei Beuthen lag 7 m tief verkohltes Getreide, Hafer, Roggen, Hirse, Erbsen, Leinsamen. Alle Samen sind kleiner und leichter als jetzt, wie schon Heer in den Pfahlbauten fand. Nur die der Hirse, die Hehn das Urgetreide nennt,

sind ebenso schwer und gross wie heute. Im botanischen Garten von Breslau fand man 5 m tief einen Pfahlbau von Eichen, 250 m lang und ebenso breit, eine Schicht Moorerde war nicht künstlich, wie Göppert glaubte, sondern natürlicher Waldboden, der viele Samen enthielt, auch kleine, fast kugelförmige Körner von *Triticum antiquorum*, auch Hanfsamen, vielleicht zur Bereicherung. Die Waldbäume waren Schwarzpappel, Weide und Erle. Die Gerste fehlt, man trank also kein Bier, sondern Meth. Luchs bemerkt, dass ähnliche Funde wie in Ratibor an mehreren Orten gemacht seien, die zum Theil bemalten Gefässe enthielten eine schwarze, fette Masse, gehörten aber dem Anfang des Mittelalters an. Zuletzt sprach Schadenberg über die Ur- und Mischrassen der Philippinen unter Vorzeigung von Schädeln und Photographien.

Am Dienstag begann Schliemann die Reihe der Vorträge mit einem Bericht über seine Ausgrabungen in Tiryns. Diese Stadt, der mythische Geburtsort des Hercules, der zugleich Sonnengott und Heros war, nach dem Schiffskatalog der Ilias der Sitz des Diomedes, wurde schon in prähistorischer Zeit und nicht erst von den Argivern im J. 468 zerstört. Das beweisen die Funde von Steingeräthen, von Messern und Pfeilspitzen aus Obsidian und die rohen Terracotten mit uralten Darstellungen. Die lackirten schwarzen, gelben und rothen griechischen Thongefässe fehlen gänzlich. Schon Homer bewundert die cyklopischen Mauern von Tiryns, Pausanias vergleicht sie mit den Pyramiden Aegyptens und sagt, die kleinsten Steine könnten kaum von zwei Maulthieren gezogen werden. Auch Ithaca, das einen phönizischen Namen hat, besitzt solche Mauern. Die Steinblöcke sind durchschnittlich 2 m lang und 90 cm breit, sie sind fast unbearbeitet und ohne Mörtel auf einander gethürmt. Die Mauern sind 7,50 m, an der oberen Akropolis bis 15 m stark. Es fanden sich Reste von Thürmen und ein bedeckter Gang. Die Gebäude waren aus Rohziegeln errichtet, die nach Vitruv (II, 3) auch in klassischer Zeit noch verwendet wurden; sie sind nur an der Sonne getrocknet. Schliemann hat mit Dörpfeld die ganze untere und mittlere Akropolis ausgegraben; er legt den Plan derselben vor. Die Mauern hatten einen Lehm- und darüber einen Kalküberzug, der bemalt war, die Farben sind roth, schwarz, gelb, blau und weiss. Die menschlichen Figuren haben Vogelköpfe und zeigen nur 4 Finger der Hand. Diese Malereien gehören dem 2. Jahrtausend vor Christus an. Die Ornamente sind von den griechischen verschiedea, kommen aber auf mykenischen Vasen vor. Tiryns hatte wie Mykene einen Tempel der Here, daher die zahlreichen Kuh-Idole. Auf der Akropolis stand ein Propyläum und dahinter ein zweites. Der Palast ward durch Feuer zerstört, die Decke war von 4 Säulen getragen, er war von Höfen, Säulenhallen und Zimmern umgeben, die Säulen bestanden aus Holz, die Basen waren aus Stein, die Zapfen, in denen sich die Thorflügel bewegten, sind noch erhalten, sowie

die Löcher für den Querriegel. Ein Fries von Alabaster ist mit Steinchen blauen Glases verziert. Um die Akropolis dehnte sich, wie Schachte be- weisen, die untere Stadt aus, die alte Hafenmauer liegt noch heute nahe dem Meer, der alte Hafen lag kaum 200 m landeinwärts. Unter dem Fussboden des Palastes fanden sich 5 m tief Reste einer älteren Ansiedlung, Schutt von Ziegeln und Kohlen, dazwischen Stücke einfacher Topfwaaren der ältesten Technik. Der Trümmerhaufen von Tiryns lag 3000 Jahre lang unbe- rührt, an der Südspitze der Burg wurde eine byzantinische Kapelle gebaut. Wo waren die Gräber der Könige? Vielleicht in dem nur 1 Stunde ent- fernten Nauplia. Hier führt Strabo Höhlen mit cyklopischen Bauten an, diese sind noch nicht entdeckt und liegen vielleicht unter den Häusern der Stadt. Schliemann sagt zum Schlusse, dass er demnächst in Creta graben werde. Hierauf spricht von Török über die ungarische Vorzeit.

Nach der Pause findet die Vorstandswahl statt. Schaaffhausen wird zum ersten, Virchow und Römer zum zweiten und dritten Vor- sitzenden erwählt, als Ort der nächsten Zusammenkunft wird Carlsruhe bestimmt.

Am Nachmittage beschreibt Tischler neue Grabfunde aus Koban im Kaukasus, die dem Wiener Hofmuseum gehören. Die Funde sind zum Theil ausgestellt. Die älteren Funde reichen bis zur Hallstätter Periode hinauf und sind für gleichalterig mit der alten Eisenindustrie Italiens und Süd- russlands zu halten. Im Museum zu Agram kann man die Verbindung der norditalischen Necropolen mit dem Kaukasus verfolgen. Da gibt es Fibeln vom Beginn der la Tène-Formen. Die neueren Funde von Koban zeigen Dinge aus der römischen Kaiserzeit, er bezeichnet solche auch unter den Funden Virchow's und Chantre's, ja einige entsprechen den Funden aus den rheinischen und alemannischen Reihengräbern. Der Redner glaubt, dass der nordländische Gürtelhaken in Folge des römischen Importes bessern Verschluss erhalten und in die Schnalle übergegangen sei, die in Koban zahlreich vorkomme und den ostpreussischen ähnlich sei. Er ver- breitet sich insbesondere über die nördlich vom Kaukasus häufigen Perlen. Die Glasperlen mit Warzen finden sich in Burgund wie im Kaukasus. Die apfelgrünen Emailperlen mit Augen sind charakteristisch für den Kaukasus. Erst in der spätern Kaiserzeit sind die Ecken dreiseitig abgeschnitten. Thonperlen mit blauer Glasur stammen vielleicht aus Aegypten, sie kommen bis zur Frankenzeit vor. Glasperlen, die ein Goldplättchen zwischen zwei Glasflüssen haben, sind schon 400 vor Christus im Gebrauch und in römi- scher Zeit häufig. Ein gegossener Filigranschmuck kann nur eine Nach- bildung sein; das Berliner Museum besitzt eine ähnliche Fibel der römi- schen Kaiserzeit. Virchow bemerkt, er sei einige Monate später als Chantre nach Koban gekommen. Später habe man eine von jenem Grab- felde entfernte neue Fundstelle entdeckt, die ganz verschiedene Sachen ge-

liefert habe. Sie seien meist nach Wien verkauft worden. Er hält das Material der neuen Grabungen für etwas unsicher. Er glaubt, dass die Schnalle aus der Fibel und nicht aus dem Gürtelhaken hervorgegangen sei. Die Fibel lasse auf den Mantel, also auf ein rauhes Klima schliessen. Desshalb fehle sie in den Grabungen Schliemann's.

Ihm folgt Kazmirz Szule, der über die Ureinwohner zwischen Weichsel und Elbe spricht, die er für Slaven hält. Sie wohnten schon im Alterthum zu beiden Seiten der Weichsel und bis zur Elbe. Tacitus setzt die Wenden zwischen die Finnen und Bastarner an der Donau. Die Sitte des Leichenverbrennens ist nirgend so allgemein als in den südbaltischen Ländern. Aus der Edda erfahren wir, dass die Begräbnissweise der Skandinaven die Bestattung war. Die Verbrennung wurde erst am Ende des Bronzealters eingeführt, im Eisenalter folgte wieder die Bestattung. Skeletgräber mit Eisenfunden kommen im Osten der Elbe und im Süden der Ostsee so gut wie gar nicht vor. Die Gothen sassen im Norden der Ostsee bis zur Hälfte des erten Jahrtausends und fuhren dann in 3 Schiffen nach Süden. So berichtet Jornandes, nach welchem der Gothenkönig Hermannich alle Slaven bis an die Ostsee unterwarf, diese waren also vor der Völkerwanderung dort ansässig. Die Ursitze der Deutschen lagen im Süden der Nordsee und im Westen der Ostsee.

Am Mittwoch sprach zuerst Schaaffhausen über einige neuere prähistorische Funde. Schon wiederholt habe er darauf hingewiesen, vgl. Archiv f. Anthrop. XIII. 1881 S. 516, dass die Flussthäler die Geschichte des Landes erzählen. Bereits vor 16 Jahren, vgl. Jahrb. v. Alterthumsfr. XLIV S. 160, habe er darauf aufmerksam gemacht, dass im Rheinthal die alten Gräber auf dem diluvialen Hochufer des Rheines sich finden, nie in der Ebene des Thales, woraus man schliessen dürfe, dass diese Ebene noch nicht vorhanden war, sondern der Rhein das ganze Thal erfüllte. Der Streit, ob Aegypten eine Steinzeit gehabt oder nicht, sei mit der Annahme beendet, dass in prähistorischen Zeiten der Nil das Thal ausfüllte und man deshalb die palaeolithischen Geräthe nur auf den Abhängen und auf der Hochfläche finde, nicht in der Ebene, wo die historischen Denkmale stehen. In Berlin berichtete man, dass nur Eisengeräthe im alten Strombett der Spree gefunden werden, die Bronzen und Steingeräthe aber auf dem Hochlande liegen. So werde man es in allen Flussthälern finden. Die Flüsse haben eine doppelte Thätigkeit, sie tiefen das Thal aus, zumal im obern Stromlauf, wo sie das stärkste Gefälle haben und bauen auch wieder Land auf. Je tiefer die Rinne im Gebirge wird, um so mehr nimmt der Fall ab und in um so grösserem Maasse lässt der ruhiger fliessende Strom die erdigen Theile fallen, welche die nächste Hochfluth wieder mit sich fortreisst, um sie an einem anderen Orte wieder abzulagern. So geht das fort seit Jahrtausenden. Zwischen Mainz und Köln ist das alte Hochufer des

Rheines mehr oder weniger deutlich zu erkennen, es liegt etwa 50 bis 60 m über dem heutigen Strom. Er habe dann behauptet, dass man die grössere Fluthöhe des Rheines zur Diluvialzeit mit den Gletschern in Verbindung bringen müsse, denn nur sie können, wenn sie weiter ausge dehnt waren als heute, die grössere Wassermenge geliefert haben. Auch die Geologie habe in letzter Zeit die deutschen Flussterrassen mit den Moränen in den Schweizer Alpen in Beziehung gebracht und Penck habe in seiner Abhandlung „Mensch und Eiszeit“, Archiv XV, dies Verhältniss in Bezug auf den Menschen in eingehender Weise dargestellt. Er sagt, dass man ältere, weiter verbreitete Moränen und kleinere, innerhalb jener gelegene unterscheiden könne, dass aber der paläolithische Mensch nur ausserhalb der alten Vergletscherung gelebt habe und zwar am äussersten Saume derselben. Er sieht darin mit Recht einen Grund der Gleichalterigkeit des Menschen mit derselben. Er bemerkt ferner, dass die Schottermassen der Moränen sich als Flussterrassen in die Thäler fortsetzen und dass man im Donauthal 3 Gerölllager verfolgen könne, von denen das unterste bald in der Thalsole verschwinde, die zwei andern aber sich weithin im Thale nachweisen lassen. Penck erklärt die reichen paläolithischen Funde in Frankreich aus dem Umstande, dass zur Eiszeit dieses höchstens zu $\frac{1}{20}$ der Oberfläche mit Eis bedeckt war, von Deutschland mehr als die Hälfte. Die letztere Behauptung ist nicht erwiesen. Weil innerhalb der alten Moränen keine Menschenreste gefunden sind, will er nur einen postglacialen oder interglacialen Menschen zulassen. Wenn er am Saume der alten Vergletscherung lebte und während derselben, so war er doch glacial. Die Rennthierzeit ist als postglacial aufzufassen, weil dieses Thier sich an die heutige Fauna anschliesst. Dahin gehört auch die prähistorische Ansiedlung von Andernach, die auf dem alten Rheinufer liegt. Wenn aber der Moschusochs von Moselweiss Einschnitte von Menschenhand aufweist, so muss der Mensch, der mit diesem nördlichsten aller Säugethiere lebte, glacial genannt werden. Diese Beobachtung steht nicht allein. Boyd Dawkins fand schon 1867 in der untern Ziegelerde bei Crayford in der innigsten Vermengung mit den Resten des Mammuth und Rhinoceros, des Riesen- und Edelhirsches, des Pferdes, des *Bos primigenius* und *priscus* einen Schädel des Moschusochsen, wie er hervorhebt, in demselben Versteinerungszustande und dabei ein Feuersteinmesser, vgl. die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Leipzig 1876, S. 329. Im vergangenen Sommer wurde im Rheinthale bei Vallendar wieder ein Schädel von *Bos moschatus* tief im Lehm über tertiärem Sande gefunden, der durch seine Grösse ausgezeichnet ist, aber keine Spur eines menschlichen Werkzeugs an sich trägt. Er zeigt die Photographie desselben vor. Der Mensch ist älter als die Glacialzeit, er reicht in die tertiäre Zeit hinauf. Die bisherigen Beweise für den tertiären Menschen lassen mehr oder weniger Zweifel zu

und sind nur von wenigen Forschern anerkannt. Penck meint, die tertiären Menschenreste seien so selten, weil der Boden, auf dem damals der Mensch gewohnt, verschwunden sei und gleichsam in der Luft schwebte. Das ist nicht richtig, dieser Boden ist nicht verschwunden, er hat nur den Ort gewechselt, er ist mit Allem, was er einschloss, hinabgeschwemmt. Die Menschenreste sind in ihm so gut erhalten, wie die Knochen der tertiären Säugethiere, die wir in Menge besitzen. Unter den Feuersteinen des Abbé Bourgeois sind einige unverkennbar vom Menschen bearbeitet, aber lagen sie ursprünglich in den Tertiärschichten, in denen man sie fand? Die Einschnitte, die Capellini auf den Knochen des *Balaenotus* beobachtet hat, sind so scharf und regelmässig gerundet, dass ein paläolithisches Werkzeug sie nicht gemacht haben kann. Auch in Lissabon blieb es unentschieden, ob in einem vielfach zerrissenen Boden die von Ribeiro gefundenen bearbeiteten Feuersteine sich in ursprünglicher Lagerstätte finden. Viel klarer liegt die Thatsache und die Möglichkeit der Vermengung ist ausgeschlossen, wenn die Knochen eines tertiären Thieres sich als im frischen Zustande vom Menschen bearbeitet erkennen lassen. Er legt solche vom Hipparion vor, die Herr Baron von Dücker in Pikermi selbst gesammelt hat. Dieser hat dieselben mit vielen andern Stücken den Congressen in Stockholm und Brüssel vorgelegt, ohne eine Anerkennung seiner Behauptung zu finden, dass sie vom Menschen zerschlagen seien. Gaudry, der eine so grosse Menge dieser Reste nach Paris gebracht, schreibt die Zertrümmerung dieser Knochen einem unbekanntem Naturereignisse zu. Capellini, der mit v. Dücker in Pikermi war, erkennt die Hand des Menschen daran nicht an, ebenso wenig Mortillet. Auch Zittel, der in München viele Hipparionknochen aus Pikermi hat, will davon nichts wissen. Herr von Dücker hat kürzlich die von ihm mitgebrachten Hipparionknochen, 26 an Zahl, dem Universitäts-Museum in Bonn geschenkt. Dies gab dem Redner Veranlassung, sie genau sich anzusehen. In Bezug auf die Mehrzahl der Bruchstücke kann er auch der Meinung v. Dücker's nicht beitreten, sie können bei einer so wichtigen Frage durchaus nicht als beweisend angesehen werden, aber es bleiben etwa 8 Stücke übrig, die in der That so aufgeschlagen sind, wie die zu Tausenden bekannten, des Markes wegen gespaltenen Knochen vorgeschichtlicher Speiseabfälle. Man unterscheidet deutlich die alten Ränder der Knochenstücke von den frischen Bruchflächen; ein Knochen hat einen tiefen Eindruck, den nur ein heftiger Schlag hervorgebracht haben kann, nur der frische Knochen hat eine solche Zähigkeit, dass ein Schlag von solcher Wucht eine vertiefte Grube hinterlässt, in der die zertrümmerte Knochenoberfläche im Zusammenhang geblieben ist, ein alter Knochen würde dadurch in Stücke geschlagen worden sein. Wie v. Dücker mittheilt, liegen die Knochen in einer lössartigen rothen Erde, welche die Köpfe des tertiären Gebirges bedeckt, in dieser Erde gibt es

keine Steine, deren Stoss die Knochen verletzt haben könnte, auch fehlt an diesen jede Spur der Rollung. Die bei Lissabon gefundenen bearbeiteten Feuersteine lagen ebenfalls in einer Schicht, welche Knochen des Hipparion enthielt.

Hierauf zeigt der Redner den Abguss des Schädels von Podbaba bei Prag, der nach Fritsch in einer diluvialen Lehmschicht gefunden ist, welche die Reste quaternärer Thiere enthält; in derselben Erdschicht lag der Stosszahn eines Mammuth. Zuletzt legt er das in Bonn beim Abbruch eines alten Klostergebäudes unter einem Dachsparren gefundene schöne Flachbeil vor, das nach v. Lasaulx ein Siliciophit oder ein mit Opal durchdrungener Serpentin ist. Dass der Donnerkeil an jener Stelle als Schutz gegen den Blitz dienen sollte, und nicht ein Bettwärmer der Nonnen war, wie der erste Finder glaubte, kann wohl mit Sicherheit angenommen werden. Vergl. Jahrb. LXXVII, S. 216.

Hierauf sprach H. C. Müller über die Grabstätte des Westgothenkönigs Alarich. Die Gothica des Alanen Jordanis, der den Tod Alarichs beschreibt, ist ein Auszug aus der verlorenen gothischen Geschichte des Aur. Cassiodorus. Diese ist in den Jahren 526 bis 533 entstanden, jene Schrift fällt in's Jahr 551, wo Alarichs Andenken noch lebendig sein musste. Bereits Dio Cassius lässt den Dacierkönig Decebalus aus Trajan's Zeit sich in einem abgeleiteten Flusse sein Grab graben und wie bei Jordanis, der die Bestattung Alarichs im Busento schildert, sollen auch damals die Sklaven getödtet worden sein, die das Grab gruben, um das Geheimniss zu bewahren. Der Redner spricht sich mit vieler Sicherheit dahin aus, dass Alarichs Grab sich in der etwa 7 Kilometer langen Strecke zwischen der Mündung des Arbicello in den Busento und der Mündung des letzteren in den Crati befinden müsse. Er fordert zu Ausgrabungen auf, die verhältnissmässig leicht zu bewerkstelligen sein würden.

Waldeyer bittet, seinem in Trier gestellten Antrage entsprechend, eine Commission zu ernennen zur Untersuchung der Haare. Dieselbe wird gewählt.

Nun fragt Behla, wo die Nationalopferstätte der Sueven im Lande der Semnonen, die Tacitus erwähnt, gestanden habe, er sieht den 470 Schritte langen Burgberg bei Schloss im Spreewald dafür an, er gelte noch heute für heilig; es ist ein Rundwall, in dessen obersten Schichten sich slavische, weiter unten ausschliesslich germanische Alterthümer fanden. Ein Gräberfeld sei in der Nähe. Der Spreewald, der noch heute den Eindruck eines Urwaldes mache, sei der alte Semnonenwald. Noch bestehe die Sage, dass der Spreewald jedes Jahr ein Menschenopfer fordere. Die zahlreichen Rundwälle in der Lausitz waren Opferstätten, manche Kirchen, wie in Glogau und Löbau, stehen innerhalb derselben. Habe doch Fraas ein zerschlagenes Schädeldach an einer solchen Opferstätte gefunden.

Löwenfeld gibt in deutscher Uebersetzung eine Mittheilung Szumowski's über Runenlancen, anknüpfend an die von Kowal. Dieser meint, die Runenschrift sei in die Lautschrift übergegangen und diese sei wie der Handel aus dem Süden in den Norden gekommen, vielleicht durch die Phönizier. Die Runen hätten bei den Slaven nach einer Stelle des Saxo Grammaticus zu einer Art des Wahrsagens gedient. Heute gebe es noch ein Kinderspiel, welches daran erinnere. In der prähistorischen Ausstellung hat Baron von Falkenhausen eine Lanzenspitze mit eingegrabenen Zeichen ausgelegt. Herr von Török erklärt sodann seine neuen craniometrischen Apparate. Virchow stellt zum Gebrauche der Reisenden einen einfachen neuen Apparat für Körpermessungen auf. Ranke weist auf die Messungen hin, welche Gould in Amerika an Matrosen, weissen Landsoldaten und an Studirten gemacht hat. In den Beschäftigungen der Menschen muss die Ursache für gewisse Proportionen der Gliedmassen gesucht werden. Herr von Török zeigt 2 makrocephale Schädel aus Gräbern von Pancsova, einen derselben hält er für weiblich. Sie sind nach ihm keine Tartaren. Bis jetzt sind in Ungarn nur 6 bekannt, und hiervon ist 1 an der Theiss gefunden. Tischler spricht über die Geschichte des Emails. Virchow fand denselben schon auf einer Bronze von Koban, die wohl ein Jahrtausend zurückreicht. Der Emailschmuck aus der Pyramide von Meroe scheint aus spätägyptischer Zeit. Er erscheint in der Blüthezeit der la Tène-Periode, die von der klassischen Ornamentik abweicht. Er ist in Bibracte häufig, das man ein gallisches Pompeji genannt hat. In gallischen Schmucksachen kommt auch die Koralle als Einlage vor, viele der Vogelkopffibeln waren wahrscheinlich mit Korallen geziert. Plinius erwähnt die Vorliebe der Gallier für Korallen. Es ist möglich, dass das Email zunächst ein Ersatz für die Koralle war. Im gallischen Zellenschmelz sind die Zellen oft mit rothem Glasfluss gefüllt. Das Mikroskop unterscheidet zwei verschiedene Arten desselben, in dem von Bibracte liegen büschelförmige Octaeder von Kupferoxydul, die rubin- oder bluthroth sind; die Goldfimmer des Aventuringlases sind regelmässige Blättchen metallischen Kupfers. Es giebt ein römisches Email von hellblauem Grund mit schwarzen Körnchen, die darin vertheilt sind; in England kommen neben dem rothen Email auch verschiedene andere Farben vor. Er verweist auf die Schrift von Bulliot und de Fontenay: *l'art de l'émaillerie*, Paris 1875. Das Wort email kommt von Schmelz. Albrecht theilt einige für die Entwicklung des Schädels aus Wirbeln wichtige Beobachtungen mit. Krause meint, wenn nach Kollmann eine Vermischung der Völkertypen in Europa schon seit der Eiszeit stattgefunden habe, dann müsse man unvermischte Typen in der Südsee suchen. Er legt eine Reihe von Schädeln der Viti-Insulaner vor. Zuletzt sprach Neigebauer über chirurgische Instrumente im Alterthum. In Pompeji wurden im Jahr 1818 in einem Hause nicht weniger als 58

Pinzetten der verschiedensten Form gefunden, auch solche mit gezahnter Spitze. Auf einer steht der Name des Verfertigers. In Kiel sind deren 70, die meisten aus Bronze, einige von Eisen, eine von Silber mit einem Löffelchen, Matzen beschrieb 17 aus dänischen Funden. Im Breslauer Museum zählte der Redner 6. Man bediente sich derselben wohl vorzugsweise zum Ausraufen der Haare. Aristophanes scherzt darüber, auch Persius und Martial erwähnen es. Tertullian führt es von den Numidiern Nordafrikas an. Aber auch zum Schnäuzen des Lampendochtes brauchte man sie, sie gehörten, wie im 3. Buch der Könige mitgetheilt ist, zum Inventar der Stiftshütte.

Hiermit waren die Verhandlungen beendet. Am andern Tage fand der Ausflug auf den Zobten in Wagen statt. Auf dem Wege dahin liegen im Walde 2 Steinfiguren, „die Jungfrau mit dem Fisch und der Bär“, die für slavische Götzen gehalten werden dürfen. Das später in dieselben eingehauene Kreuz bezeichnet sie mit Sicherheit als solche. Alte steinerne Löwenbilder an der Kirche zu Zobten und auf dem Gute des Herrn von Culmitz sind die gewöhnlichen symbolischen Thiere der romanischen Kirchen und also christlichen Ursprungs. Schaaffhausen.